Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 57 (1974)
Heft: 1

Artikel: Die heilige Kuh der Christen
Autor: Lüthi, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-412138

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Pressefonds
ist stets für Gaben empfänglich.
Postcheck-Konto 80 - 48853
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

Als Richard I. «Löwenherz» auf der Rückkehr vom 3. Kreuzzug in Zypern landete, entthronte er Isaak Comnenus und hielt ihn gefesselt in Syrien gefangen. Seitdem war die Insel 400 Jahre lang von den Kreuzfahrern unterjocht worden; sie führten das normannische Feudalsystem ein und zwangen die Orthodoxen in die römisch-katholische Kirche. Schliesslich verkaufte Richard die Insel an die Templer, die harte Herren waren; von 1192 bis 1489 ging sie in die Hände der Herren von Lusignan über, die sich «Könige von Zypern und Jerusalem» nannten (dabei war Jerusalem in den Händen der Mohammedaner!), aber nach einem unglücklichen Krieg schweren Tribut an die ägyptischen Mamelucken zahlen mussten. Als der letzte Lusignaner starb, hielt seine Mutter, eine Venezianerin, den Thron solange warm, bis sich Venedig wieder festsetzen konnte, aber auf ausdrücklichen Befehl des Papstes wurde nun Toleranz geübt, weil man die Insel gegen die Türken brauchte. Inzwischen wurde aber Aegypten eine Provinz des Ottomanischen Reichs, und der Tribut ging statt nach Cairo nach Konstantinopel, daher wurde Zypern als türkische Kolonie behandelt. Um 1570 landete eine türkische Flotte vor Larnaka, fand die Einwohner freundlich und bereit, jedermann gegen die Venezianer zu helfen. In Venedig ging alles drunter und drüber, die Schiffe waren nicht seetüchtig gehalten worden und die ohne Entsatz gelassenen Verteidiger in Zypern mussten sich ergeben. Allerdings hatten die Türken andererseits — da ihnen Zypern wichtiger war — die Mauren in Spanien im Stich lassen müssen.

Die Venezianer suchten nun vergeblich nach Verbündeten, denn sie waren als verräterisch, treulos und skrupellos im ganzen Westen verrufen; mehrfach — so unter dem Dogen Ludovico Mocenigo — hatten sie ihre Verbündeten im Stich gelassen und mit dem Sultan hinter deren Rücken einen Separatfrieden geschlossen. Sie hatten sich damit erkauft, dass die Korsaren der Barbarei, als sie in Kalabrien und der Mark von Ancona einfielen, Venedig verschonten. Die Venezianer ihrerseits schauten müssig zu, wie die Templer von Rhodos 1522 vertrieben wurden; als diese um Malta kämpften, versicherte Venedig den Sultan Suleiman (zubenannt der «Herrliche») seiner Freundschaft.

Als die Lateiner die sogenannte «Heilige Liga» gegen die türkische Gefahr gründeten, liessen sich die Venezianer zwar anwerben, wurden aber immer mit grossem Misstrauen behandelt. Der Sieg der christlichen Flotte bei Lepanto wurde im Westen über die Massen aufgebauscht. Jedenfalls schloss Venedig wieder mit den Türken einen Sonderfrieden, was zusammen mit den Eifersüchteleien zwischen den Ligaverbündeten (besonders wegen der mehr als zweideutigen Haltung der Franzosen) zum Zerfall der Liga führte.

Die «allerchristlichsten Könige» — wie sich die Herrscher von Frankreich zu nennen beliebten —, waren gewöhnlich mit dem «Grosstürken» gegen das katholische Spanien im Bunde, und noch im Dreissigjährigen Krieg unterstützte Kardinal Richelieu die protestantischen Schweden gegen die Habsburger. Und François de Noailles, Bischof von Dax, reiste zwischen dem französischen Hof und der Hohen Pforte umher und intrigierte als Doppelspion.

Auf seiten Spaniens war in Italien aber Genua — verrufen als La meretrice di Spagna (die spanische Hure). Die Genuesen, die zweihundert Jahre lang eifersüchtig auf Venedigs Aufstieg waren und oft mit ihnen Krieg führten, trugen sich ganz spanisch, waren Bankiers und Steuereintreiber (unter den Dorias sogar in Spanien) und waren in ganz Italien als Wucherer und wegen ihrer scharfen Geschäftspraktiken verhasst.

*

Es war höchste Ironie, dass die griechisch-orthodoxen Christen auf Zypern nach dreihundert Jahren durch die Türken befreit wurden, die die orthodoxe Kirche wieder erlaubten, Toleranz zusagten und den Feudalismus abschafften, so dass die bisherigen Sklaven Venedigs Herren im eigenen Lande wurden. Hingegen wurde nun den Lateinern alles weggenommen, und ihre weltlichen Gebäude und Kirchen wurden Moscheen. Interessant ist auch, dass 1606 sogar der Papst Venedig in Interdikt tat, weil sein Doge, Leonardo Donà, ihm das Recht absprach, sich in weltliche Dinge einzumischen. Der Papst, der sich nicht dreinreden lassen wollte, war Pius V., der 1565 mit Hilfe von Philipp II. von Spanien gewählt worden war. Er hatte eine interessante Vergangenheit: Als Michael Ghisleri war er der Sohn eines Kornhändlers gewesen; in seiner Jugend führte er Maultiere mit Korn von der Lombardei über die Ligurischen Alpen nach den Mittelmeerhäfen. Mit 14 Jahren nahmen ihn die Dominikaner in die Lehre für eine kirchliche Laufbahn, und er wurde später Professor der Theologie in Bologna und Padua. Otto Wolfgang

Die heilige Kuh der Christen

Es ist ja eigentlich nichts Neues, dass die Christen oder das kirchliche Establishment die heuchlerischen Grundsätze ihres Dogmas praktisch kaum in Konturen einhalten oder es derart zerreden und wie einen Draht zurecht biegen, dass es immer wieder passt, je nachdem, was man nicht tun möchte oder eben doch tun will. Zum Beispiel die Bergpredigt — die die Christen doch als Grundpfeiler ihres Glaubens anführen — gilt dann bei der Dogma-Auslegung nur noch als Aushängeschild, dem aber in der Praxis keineswegs nachgelebt werden muss, es genügt allen, wenn sie dauernd davon reden. Dabei bilden sie sich meist noch ein, sie hätten nun etwas Gutes getan, was sie erneut zur Missachtung humanistischer Grundsätze berechtige.

Es liesse sich eine Unmenge von Beispielen anführen, doch Raumes halber will ich mich auf einige wenige beschränken:

Viele sind heute zur Einsicht gekommen, dass es mit der dauernden Zerstörung der Umwelt so nicht mehr weitergehen kann, ohne dass sich der homo sapiens selber vernichtet. Den Kampf dagegen haben vor allem freidenkende Wissenschafter des In- und Auslandes als erste aufgenommen, derweil naive Jenseitsgläubige noch immer das Gegenteil von dem tun, was man von einem vernünftigen We-

sen erwarten könnte. Sie geben sich dem lächerlichen Glauben hin, «Gott» werde es schon recht machen, was leider immer noch von manchen Kanzeln und Kathedern herab gepredigt und doziert wird. Zum Zwecke des Umweltschutzes wurden bekanntlich Raumzonen geschaffen mit Erholungsgebieten, in denen nicht gebaut werden darf. Vor der Zonenausscheidung hatte eine reformierte kirchliche Institution — die reichlich fliessenden Kirchensteuern ermöglichten ihr das — ein völlig unverbautes schönes Wander- und Aussichtsgebiet im Thurgau gekauft, um darauf eine «Heimstätte» zu errichten. Von den veranschlagten Kosten und den protzigen Ausmassen der Pläne sei hier nicht weiter die Rede. Schnell vor Inkrafttreten der Raumordnung wurde versucht, ganz im Sinne der «Nächstenliebe» das Projekt mit einer Abstimmung bei den thurgauischen Kirchbürgern durchzupeitschen. Die Presse übte scharfe Kritik an dem stupiden Unternehmen, so dass es in der Abstimmung durchfiel. Wer nun glaubt, die Verantwortlichen hätten sich dem Volksentscheid gefügt, was ihnen im Sinne der Nächstenliebe und christlichen Demut wohlangestanden wäre, der täuscht sich. Sofort nach der Abstimmung erklärten die Kirchenfürsten, das Projekt «Chapf» werde nicht zu den Akten gelegt, sondern müsse weiter verfolgt werden. Einsichtige erklärten, dieses einmalige Gebiet dürfe nie und nimmer überbaut und zu einem kirchlichen Rummelplatz gemacht werden. Im Raumplan wurde es dann auch als unüberbaubare Erholungs- und Grünzone eingeteilt. Was liest man aber nun in einer Pressemitteilung (Pfr. Egger) von der thurgauischen Synode? Dort wurde verlangt, dass alles unternommen werden müsse, um jenes Gebiet aus der Bausperre herauszubekommen. Eine solche Unverfrorenheit würde sich kein Freidenker erlauben. Es zeigt sich immer wieder, wie herrschsüchtig, gewalttätig, rücksichtslos und rechthaberisch Geistliche sind. Einsicht, Bescheidenheit und Sparsamkeit sind für sie unbekannte Begriffe oder gelten nur für ihre Schäflein, damit diese nachher um so besser geschoren werden können.

Ein anderes Beispiel: Als konsequente Freidenker schicken wir unsere Kinder natürlich nicht in den Religionsunterricht. Wenn in der Schule im Stundenplan Religion angesetzt ist (die Trennung von Staat und Kirche ist überfällig), dann bleiben unsere Kinder zu Hause. Das passt natürlich verschiedenen Leuten nicht, und so besuchten mich Geistliche und Prediger, um mich zu bewegen, die Kinder doch in den Religionsunterricht zu schicken, vergeblich. Einer meinte verächtlich, dann solle ich meine Nachkommen halt als Heiden heranwachsen lassen. Für einen Geistlichen ist ja alles Nichtchristliche heidnisch und damit verrucht! Zwei Jahre später fuhr derselbe Geistliche vor meinem Hause vor, vermutlich um abzutasten, ob ich meine Gesinnung noch nicht geändert hätte. Aber er kam nicht zu Wort, denn kaum hatte er sich aus seiner heiligen Kuh herausgemacht, überfiel ich ihn mit dem Hinweis auf seinen brandneuen Super-Toyota — bekanntlich ein japanisches Auto — und der Frage, ob er nun seinen Frieden mit den Heiden gemacht habe. Er stotterte, der Toyota sei halt billiger als die andern. Er verschmähe also auch die Christen und ziehe die Heiden vor, wenn sich daraus für ihn persönlich ein materieller Gewinn ergäbe. Daraufhin brach der Geistliche das Gespräch rasch ab und verschwand mit seiner heiligen Kuh heidnischer Herkunft.

Weiter: Das Sonntagsfahrverbot wurde vom Bundesrat erlassen, um Brennstoff einzusparen, nicht zuletzt, um eine strategische Reserve für den äussersten Notfall zu haben. Es wurde empfohlen, dringende Fahrten auf den Samstag vorzuverlegen. Das sollte sicher nicht heissen, dass alles, was am Sonntag gefahren worden wäre, nun am Samstag zu erledigen sei, dadurch wäre ja die Sparabsicht durchkreuzt worden. Aber gerade das tat die Kirche oder wenigstens alle jene, die ihre Schäflein auf den Samstagabend zum Gottesdienst einluden, ihn also einfach vorverschoben. Eine glatte Umgehung des Zweckes, die erneut zeigt, wie inkonsequent die Christen und ihr Establishment sind. Wer sich nicht zu Fuss oder mit dem Fahrrad zur Kirche begeben kann, der soll es lieber bleiben lassen. Aber die Kirche unternimmt alles, um noch einige Bessergestrählte mit dem Auto zum Tempel zu locken. Ohne Auto würden sie es wohl nicht tun, was beweist, wie sehr der Eifer zum Kirchgang gesunken ist. Diese Feststellung bereitet uns natürlich Genugtuung.

R. Lüthi

Aberglaube

Wir Freidenker müssen uns immer wieder vor Augen halten, dass die verschiedenen Kulturstufen, die die Menschheit in ihrer Entwicklung durchlaufen hat, in unserer Gegenwart immer noch nebeneinander vorhanden sind. Und nicht etwa so, dass die tiefsten Stufen sich bei den Ureinwohnern Australiens oder in den unerforschten Wäldern Südamerikas vorfinden und die höchsten Kulturträger bei der weissen Rasse. Nein, hier bei uns in Europa leben finsterster Aberglaube und verstockte Vorurteile neben umfassender und tiefgründender Philosophie und höchst verfeinerter Erkenntnis unmittelbar nebeneinander.

Oder was halten Sie von dem «grossen Guru», dessen Kommen nach Bern «Der Bund» am 7. Oktober anzeigte und dem «Die Schweizer Illustrierte» eine umfassende Bildreportage widmete? Der grosse Guru ist fünfzehn Jahre alt und heisst mit vollem Namen Baljogeschwar Paramhans Satgurudew Schri Sant Dschi Maharadsch. Er fährt im Rolls Royce durch die Welt, begleitet von drei Brüdern und seiner Mutter. Wie Gott oder Jesus nennen ihn die Amerikaner «Our Lord». Schon in früheren Erdenleben habe sich der Guru um den Frieden auf Erden bemüht — leider erfolglos, aber jetzt gelte es ernst. In Massenveranstaltungen hält er seine Lehrgespräche, in Texas soll das «Millenium» verkündet werden, das tausendjährige Reich von Friede und Liebe. So ein Propagandazirkus erfordert natürlich Geld. Deshalb heisst es auch in einem Aufruf: «Befreiung von unnötigem Besitz macht euch leichter. Schickt oder bringt uns alle Arten von Gegenständen (Bücher, Platten, Fotoausrüstungen, Radios, Tonbandgeräte, TV, Kleider, Möbel usw. usw.)». Der Erlös diene dem Frieden. Und wem dient der Rolls Royce? Etwa seiner Heimat Indien, dem Land mit ständig